

## Unerklärbare Seele

HARTMANN HINTERHUBER: **Die Seele. Natur- und Kulturgeschichte von Psyche, Geist und Bewusstsein.** Springer-Verlag, Wien, New York 2001. 242 Seiten, 29,80 EUR.

Den Begriff Seele und die seelische Ausrichtung des Menschen zu verstehen, war seit Urzeiten ein großes Anliegen der Menschheit, und als Forschungskomplex hat das Thema Psyche, Geist und Bewusstsein bis heute an Faszination einen großen Stellenwert.

Hartmann Hinterhuber, Professor an der Universitätsklinik für Psychiatrie in Innsbruck, unternimmt in dem vorliegenden Buch den Versuch, in einem weit gespannten Bogen dieser Fragestellung durch die frühen Kulturepochen bis heute nachzugehen. Er nennt das Anliegen seiner Untersuchung, den »überraschenden ... schöpferischen Reichtum« zu schildern, »mit dem sich die Menschen durch die Jahrtausende dieser existentiellen Frage genähert haben«. So werden z.B. Fortschritte durch die Neurowissenschaft geschildert und gleichzeitig gezeigt, wie dadurch das Gebiet der Seele zunehmend eingeengt wurde. Hinterhuber weist bereits im Vorwort darauf hin, dass es sich bei dem Seelenbegriff um ein zwar für viele Wissensgebiete faszinierendes Thema handelt, aber nichts desto trotz um ein kaum einheitlich greifbares Feld.

Beginnend mit Darstellungen von Seelenbildern aus der Vorzeit und aus schriftfreien Kulturen, etwa am Beispiel der Neandertaler, zeigt Hinterhuber, wie ein Glaube an das Fortleben der Seele nach dem Tod nachvollzogen werden kann; so durch frühe Darstellungen von Seelenvögeln – erstaunlicherweise in den verschiedensten Kulturen. Über Ägypten bis Griechenland ändert sich der Schwerpunkt der Fragestellung. Der Verfasser beschreibt in der ägyptischen Kultur einen ausgeprägt materialistischen Totenkult, während im alten Griechenland sich die Auseinandersetzung auf eine rein philosophische Ebene verlagert. Vor allem wird hier die Dualität zwischen Körper und Seele problematisiert, und anfänglich stellt sich die Frage nach dem

Ort der Seele im menschlichen Körper. Verschiedene Begriffe für Seele in der lateinischen Sprache und deren Interpretation in der römischen Literatur werden thematisiert; darauf folgen als Exkurs bezeichnete Einführungen in den Panpsychismus, sowie in die Vorstellungen von Seelenwanderung in östlicher und westlicher Ausprägung. Dies beispielhaft an den Upanischaden, am Buddhismus, Lamaismus bis hin zu umrisshaften Grundzügen der Reinkarnation aus anthroposophischer Sicht.

Auch die hebräische Bibel, das Judentum und der Koran werden unter dem Aspekt der Seelenvorstellung untersucht und dem des Christentums gegenübergestellt, wobei zahlreiche Kirchenlehrer und unterschiedliche Konfessionen zu Wort kommen; des weiteren auch einzelne Vertreter wie Hildegard von Bingen, Meister Eckhart u.a., bis hin zu modernen Philosophen wie Heidegger und Jaspers. Ein flüchtiger Überblick über die romantische Medizin leitet über zu Freud, seinem Begriff des »Seelenapparats« und der Überzeugung vom Begriff der Seele als einem »vor- und damit antiwissenschaftlichen Begriff«. C. G. Jung und mit ihm die Vorstellung, »dass der Mensch in einem lebenslangen Prozess der Individuation sich in zunehmendem Ausmaß des Unbewussten bewusst wird«, werden dem entgegengestellt.

In Neurobiologie und Neuropsychologie setzt sich endlich die Überzeugung durch, dass die geistigen Aktivitäten einer Person allein aus »dem Verhalten der Nerven- und Gliazellen und den Atomen, den Ionen und Molekülen« zu verstehen sind, wobei auch hier sich widersprechende Vertreter dargestellt werden. Die große Frage bleibt in der Forschung diejenige nach dem Selbstbewusstsein. Selbst die genaue Schilderung neuester Forschungsergebnisse wie die Magnetresonanztomographie und die Positronen-Emissions-Tomographie scheinen den Verfasser diesbezüglich nicht zufrieden zu stellen. In einem weiteren Exkurs gewährt er dem Leser eine »Einführung in die Neuroanatomie des Bewusstseins«, in welcher das Gehirn bzw. die Großhirnrinde in verschiedene Bereiche geteilt und diese un-

terschiedlichen Funktionen zugeordnet werden. Den Höhepunkt einer Tendenz, in welcher der Begriff Seele durch andere Begriffe ersetzt bzw. mathematisch erklärt wird, sieht Hinterhuber in der Anschauung von der Seele als »Informationsverarbeitung«, wo selbst Emotion und Selbstreflexion mathematisch systematisiert werden. Die Darstellung einer auf solcher Erkenntnis basierenden Behandlung bzw. Diagnose psychischer Erkrankungen schließt die Untersuchung ab.

Das Buch beeindruckt zunächst durch die Unterschiedlichkeit der Darstellung. Die ersten Kapitel muten mehr wie eine kunsthistorische Betrachtung an, etwa wenn Hinterhuber zur Illustration von Seelenvorstellungen in der ägyptischen Kultur Abbildungen von Gräbern und Denkmälern beifügt. Es folgen philosophische Abhandlungen der unterschiedlichsten Arten, Kulturkreise und Denkrichtungen, bis dann in Psychologie und anderen Disziplinen des 20. Jahrhunderts die Seele unter rein naturwissenschaftlichen Aspekten als nicht existent aberkannt und der Versuch unternommen wird, sie zu ersetzen. Dieser Reichtum der Darstellung spiegelt wider, wie komplex das Thema Seele ist, wie es in verschiedenen Zeiten unterschiedlich behandelt wurde. Hinterhuber ist es in einem weit gefassten Überblick gelungen, dies anschaulich darzustellen. Er hält sich in der Schilderung der Thematik mit eigenen Urteilen weitgehend zurück, d.h. zunächst stellt er jede Vorstellung anschaulich und aus Sicht des jeweiligen Vertreters dar, um im Folgenden dann Schwachstellen und Versäumtes aufzudecken. Bei diesen kurzen Beurteilungen kann sich allerdings so manche Frage ergeben. Insgesamt wird als Grundhaltung des – auch für den fachlich nicht ganz Kundigen sehr empfehlenswerten – Buches deutlich, dass der fast religiöse Glaube an die Wissenschaft, konkret an die Erfassbarkeit der Seele, in Frage gestellt wird. Dem Glauben, dass »in naher Zukunft mit neurobiologischen Methoden auch philosophische und religiöse Überzeugungen, künstlerische Befähigungen und Eigenschaften wie Mut und Treue oder selbst das Gewissen oder die Lie-

be« erklärt werden können, setzt er entgegen, dass eine endgültige Antwort nicht gegeben werden könne: »Der Begriff der Seele ist erkenntnistheoretisch nicht erklärbar. Es bleibt aber eine Ahnung, dass es etwas gibt, das jenseits der Grenzen des von der Naturwissenschaft Erforschbaren liegt«. Die abschließend von Hinterhuber gewählten Goethe'schen Worte mögen dies verdeutlichen: »Das schönste Glück des denkenden Menschen ist, das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren«.

*Katia Hornemann*

## Gut, wenn was schief geht!

**GERHARD VOLLMER: Wieso können wir die Welt erkennen? Neue Beiträge zur Wissenschaftstheorie.** Mit einem Geleitwort von Bernulf Kanitscheider, S. Hirzel Verlag, Stuttgart/Leipzig 2003. 371 Seiten, 24 EUR.

Gerhard Vollmer ist massgebend an der Ausarbeitung der so genannten »Evolutionären Erkenntnistheorie« beteiligt. Mit seinem seit 1975 beständig neu aufgelegtem Buch »Evolutionäre Erkenntnistheorie« (8. Auflage 2002) ist der Professor für Philosophie in Braunschweig nicht nur im deutschsprachigen Gebiet bekannt geworden. In dem neu erschienenen Band »Wieso können wir die Welt erkennen?« sind zehn kleinere Aufsätze aus den letzten 5 Jahren zusammengestellt und durch kurze Einleitungen miteinander verbunden worden. Darin stellt Vollmer seinen erkenntnistheoretischen Standpunkt und einige Konsequenzen daraus in schön lesbarer, didaktisch gut aufbereiteter Form – zuweilen in fast journalistischem Stil – dar.

Die Aufsätze sind in drei Teile gegliedert: 1. »Wie wir die Welt erkennen«, in denen der erkenntnistheoretische Ansatz erläutert wird; 2. »Was die Welt zusammenhält«, mit Aufsätzen zum Zusammenhang von Mathematik und Naturgesetzen, zur Entdeckung des Raumes und zur Mathematik der Unendlichkeit; 3. »Wie wir den wissenschaftlichen Fortschritt fördern«, mit Aufsätzen, in denen

Konsequenzen aus dem ersten Teil für die gegenwärtige wissenschaftliche Praxis gezogen werden. Der erste Teil bietet m.E. erkenntnistheoretisch gesehen nicht viel Neues. Das Anregende der Aufsätze Vollmers liegt in den Fragen, die im dritten Teil aufgeworfen sind und herausfordern, selbst weitere Lösungen zu suchen.

»Wie sind sie in unseren Kopf gekommen?«

Das Grundprinzip der evolutionären Erkenntnistheorie ist – auch wegen der vereinfachenden Schilderung – schnell erfassbar: »Erkennen spielt sich in unseren Köpfen ab. Aus den Signalen, die von den Sinnesorganen kommen, konstruiert unser Gehirn ein Bild von der Welt, bis hin zu einem ganzen Weltbild. ... Mit einigen unserer Konstruktionen haben wir Erfolg, mit anderen scheitern wir. Die Prinzipien, nach denen wir diese Welt rekonstruieren, werden nicht unmittelbar von den Sinnesorganen und auch nicht ausschliesslich von den Aussenreizen diktiert. Wie sind sie in unseren Kopf gekommen? Diese Frage beantwortet die Evolutionäre Erkenntnistheorie.«

Der Grundgedanke zur Beantwortung der Frage ist folgender: »Denken und Erkennen sind Leistungen des menschlichen Gehirns, und dieses Gehirn ist in der biologischen Evolution entstanden. Unsere kognitiven Strukturen passen (wenigstens teilweise) auf die Welt, weil sie sich – phylogenetisch – in Anpassung an diese reale Welt herausgebildet haben und weil sie sich – ontogenetisch – auch bei jedem Einzelwesen mit der Umwelt auseinandersetzen müssen. Der Biologe George Gaylord Simpson (1902-1984) formuliert es kurz, aber treffend: »Der Affe, der keine realistische Wahrnehmung von dem Ast hatte, nach dem er sprang, war bald ein toter Affe – und gehört daher nicht zu unseren Urahnen«. Unsere vergleichsweise gute räumliche Wahrnehmung verdanken wir also unseren baumbewohnenden greifkletternden Vorfahren. So können wir auch andere kognitive Leistungen erklären.« Alles Weitere folgt aus dieser Prämisse, die ganz analog zur Evolutionstheorie aufgebaut wird. Eine mehrseitige Tabelle bringt diese These von der Parallelität

der Erkenntnistheorie mit der Evolutionstheorie in eine Übersicht. Ganz entsprechend entscheidet also die Durchsetzungskraft von Gedanken, ob sie erfolgreich sind: »Für den evolutiven Erfolg massgebend ist nicht pure Qualität, sondern ein vertretbares Kosten-Nutzen-Verhältnis. Es geht nicht darum, die bestmögliche Lösung zu finden, sondern besser zu sein als die Konkurrenz.«

Unabhängig davon, ob man sich Vollmers Anspruch anschließt, dass die eigenen kognitiven Leistungen unseren baumbewohnenden greifkletternden Vorfahren zu verdanken sind – in der Haltung Vollmers bleibt ein liebenswürdiger Erkenntnisoptimismus. Dieser fußt auf einem (naivem) Realismus: Man kann nämlich nicht von dem Erfolg einer Theorie auf deren Wahrheit schliessen, jedoch umgekehrt annehmen, dass: »Eine Theorie scheitert, weil sie falsch ist, weil also die Welt nicht so ist, wie die Theorie unterstellt. Um aber anders sein zu können, muss die Welt nicht nur existieren, sie muss auch eine spezifische Struktur haben, die wir treffen oder verfehlen können.« Dieses auf die Evolutionstheorie umgearbeitete Poppersche Falsifikationsprinzip bedeutet somit für die wissenschaftliche Praxis, dass das Scheitern nicht als Problem, sondern als Fortschrittsfaktor zu sehen ist. Wissenschaft und Theorien sind nicht per se vollkommen, sondern können sich entwickeln. Dieser Gedanke führt zum originelleren dritten Teil des Buches: Wie bewerten wir ungelöste Probleme? Wie gehen wir mit Fragen um? Was für ein Verhältnis haben wir zu Fehlern?

Zunächst ist auf der Sachebene in den Gegenständen der Wissenschaft zu beobachten, dass Fehlleistungen etwas sichtbar machen, was sonst unbeobachtbar bliebe: »Wie etwas funktioniert, merkt man am ehesten, wenn es nicht funktioniert. Dabei ist eine solche »Fehlleistung« nicht moralisch negativ zu werten, sondern umgekehrt: sie ist Anlass für Weiterentwicklung, eben so wie Mutationen als genetische Kopierfehler evolutionären Fortschritt bringen, wenn sie zur Geltung kommen. – Also: Gut, wenn was schief geht!« Angewendet auf die Forschung selbst legt dies

nahe, die ungelösten Probleme einer Wissenschaft nicht zu verschweigen, sondern in den Vordergrund der Betrachtung zu heben. Ein Grundproblem des heutigen Wissenschaftsbetriebes ist dabei, dass schon *vor* der Bearbeitung einer Fragestellung sich diese bewähren muss: »Heute genügt es nicht mehr, gute Forschung zu machen. Heute muss man dafür werben. Werben, um Nachwuchs zu bekommen, um Geld zu bekommen, werben, um eine Stelle zu bekommen, werben, um einen Druckkostenzuschuss zu bekommen, werben, um Leser zu bekommen. Nichts mehr ist es mit Fausts Devise: »Es trägt Verstand und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selber vor.« Heute muss man sich offensichtlich der Frage aussetzen, welche Fragen bearbeitet werden sollen und welche »zu schwierig, uninteressant, zu gefährlich, zu teuer oder zu einfach« sind. Die Schwierigkeit dabei ist, wie ungelöste Probleme zu bewerten sind. Gibt es Merkmale für gute Probleme? »Wann ist eine Frage eine gute Frage?«

Diese Frage ist fruchtbar. Mit den vorhandenen Antworten sieht es noch nicht so gut aus (was ja nichts Schlimmes ist). Vollmer arbeitet ein paar Merkmale für gute Probleme heraus, u.a.: 1) das Problem soll lösbar sein; 2) es soll hinreichend schwierig sein; 3) das Problem oder die Lösung soll fruchtbar sein; 4) der Aufwand soll angemessen sein. – »Offenbar ist das Problem, die Schwierigkeit eines ungelösten Problems einzuschätzen, selbst hinreichend schwierig.« Man bemerkt im Nachvollziehen der weiteren Gedanken und im eigenen Überlegen, dass man zur Beantwortung dieser Frage auf die Grundlagen des Erkennens selbst zurückkommt, und diese in einem neuen Licht sehen kann. Im Fragen nach dem richtigen Fragen macht man fruchtbare Entdeckungen. Man ist mit dem Autor einig: »Wie wir gesehen haben, gibt es viel zu tun. Darüber sind wir froh. Was wären wir ohne Probleme? Wenn also jemand zu mir kommt und sagt: »Herr Vollmer, ich habe ein Problem«, dann sage ich nicht: »Sie Armer!«, sondern: »Sie Glücklicher!« Und so zähle ich mich auch nach der Lektüre noch gerne zu den Glücklichen. *Robin Schmidt*

## Kompendium künstlerischer Therapien

PETER PETERSEN (HRSG.): **Forschungsmethoden künstlerischer Therapien. Grundlagen – Projekte – Vorschläge.** Verlag J.M. Mayer, Stuttgart/ Berlin 2002. 456 Seiten, 30 EUR.

Die Anzahl namhafter Mediziner, die sich dem Anliegen künstlerischer Therapien verpflichten, ist nicht groß. Der Herausgeber des vorliegenden Buches, Peter Petersen (emeritierter Professor Dr. med. für Psychotherapie und Psychiatrie an der Medizinischen Hochschule Hannover), ist seit langem ein Mentor künstlerischer Therapien, der auch vor den Konsequenzen dieses Engagements, nämlich der Kritik an der eigenen Profession, nicht zurückschreckt. Denn: Künstlerische Prozesse und kunsttherapeutische Arbeitsweisen stellen das in der Medizin etablierte Denken und Handeln notwendigerweise in Frage.

Im vorliegenden Buch wird dies in vielfältiger Weise deutlich. Die darin enthaltenen Artikel geben in der Mehrzahl Stellungnahmen eines Forschungssymposiums aus dem Jahre 2001 wieder und enthalten Expertenbeiträge zu zwei Bereichen: Während der erste Teil aus einem Diskurs zu methodologischen und anthropologischen Fragen der Forschung besteht, werden im zweiten Teil Forschungsansätze, Forschungsideen und laufende Forschungsprojekte vorgestellt. Die Beiträge des umfangreichen Buches stammen von Kunst-, Musik-, Tanz- und Bewegungstherapeuten, von Psychologen, Medizinern, Psychotherapeuten, Forschungsmethodologen und Philosophen. Neben Hochschullehrern und erfahrenen Therapeuten kommen auch jüngere Autoren zu Wort, die von aktuellen und zum Teil noch nicht abgeschlossenen Forschungsprojekten berichten. Die Auswahl der Autoren wie die der Themen bürgt für eine Perspektivenvielfalt, die im Rahmen einer solchen Rezension nur angedeutet sein kann. Petersen hat mit diesem Buch nicht den An-

spruch, einen möglichst vollständigen Überblick der Forschungslandschaft zu geben. Er möchte seine Zusammenstellung als Impulsgebend verstanden wissen und damit – neue – Forschungsprojekte anregen. Insofern richtet sich das Buch an künstlerische Therapeuten, an Ausbilder von Therapeuten und wissenschaftlich interessierte Leser, denen das Feld der künstlerischen Therapien und deren Erforschung am Herzen liegt.

Die Beiträge von Rosemarie Tüpker (Musikhochschule Münster), Jürgen Kriz (Universität Osnabrück), David Aldridge (Universität Witten/Herdecke), Helmut Kiene (Bad Krozingen) im ersten Teil des Buches ähneln sich – so unterschiedlich sie im einzelnen sind – in einem Punkt, nämlich in der Kritik an vorherrschenden Forschungsparadigmen der klassischen Medizin, die undifferenziert an künstlerische Therapien angelegt werden. Prinzipielle Forderungen nach Objektivität, nach Wiederholbarkeit, nach Vergleichsgruppen, nach standardisierten Verfahren, nach umfassenden Probandengruppen etc. erweisen sich bei der Erforschung künstlerisch-therapeutischer Prozesse als unangemessen. Dass das herrschende Forschungsparadigma in der Medizin nicht nur die künstlerischen Therapien in einem problematischen Sinne betrifft, sondern davon auch gesamtgesellschaftliche Zusammenhänge berührt werden, macht R. Tüpker in einer provozierenden Bestandsaufnahme deutlich. Sie stellt unter anderem die Thesen auf, dass mit den herrschenden Forschungskonventionen gesellschaftliche Zusammenhänge des Leidens verschleiert, das Primat ökonomischer Interessen im Gesundheitssystem überdeckt, ein gesellschaftlicher und gesundheitspolitischer Status Quo unterstützt werde und notwendige Entwicklungen im Gesundheitssystem verhindert würden. Wie fast alle Autoren im ersten Teil des Buches macht sie darauf aufmerksam, dass mit den Leitideen klassisch-abendländischer Wissenschaft bedeutsame Aspekte therapeutischen Geschehens, wie Individualität und Einmaligkeit eines Menschen, seine Geschichtlichkeit und kontextuelle Eingebundenheit, Nicht-Linearität und Nicht-Kausali-

tät von Entwicklungsprozessen und die Berücksichtigung von Entwicklungspotentialen unberücksichtigt bleiben. Künstlerische Therapien fokussieren aber genau jene Aspekte. Insofern folgt die Forderung, sich in der Erforschung künstlerischer Therapien nicht von der Macht und Kontrollgewalt konventioneller Forschungskonzepte »versklaven« zu lassen (J. Kriz), sondern Konzepte zu entwickeln, die an den Rahmenbedingungen künstlerisch-therapeutischen Handelns orientiert sind und den besonderen Zugang künstlerischer Therapien zur Lebensgeschichte der Patienten und ihrer Erkrankung berücksichtigen. Die unterschiedlichen Buchbeiträge veranschaulichen, dass innerhalb der künstlerischen Therapien ein lebendiger Diskurs gepflegt wird und vielfältige Ansätze als Antworten auf das beschriebene Dilemma gefunden werden. Zwei Beispiele mögen dies illustrieren:

Als Antwort auf in der Medizin vorherrschende Auffassungen von Evidenz, in deren Rahmen diagnostische und therapeutische Entscheidungen aufgrund von statistischen Prüfungen und Studien durchgeführt werden, zeigt H. Kiene die Möglichkeit therapeutischen Kausalerkennens am Einzelfall. Er stellt der »evidence based medicine« das Konzept der »cognition based medicine« gegenüber, die auf interne Evidenz aufbaut und individualisierte Forschung am Einzelfall ermöglicht. Auch für D. Aldridge stellt die Einzelfallforschung einen probaten Weg kunsttherapeutischer Forschung dar. Er veranschaulicht, dass künstlerische Gestaltungsmittel auf besondere Weise individuelles Sein, Geschichtlichkeit und Befindlichkeit zum Ausdruck bringen und für andere erfahrbar machen. Sein methodisches Anliegen besteht darin, die sich in künstlerischen Prozessen manifestierenden Qualitäten zu erkennen, die Auskunft über den Gestaltenden selbst geben. Er schlägt ein deskriptives Vorgehen vor, das ein Verstehen in ästhetischen Kategorien ermöglicht.

Die 17 (!) Beiträge zu Forschungsansätzen und -projekten im zweiten Teil des Buches beschäftigen sich aus jeweils unterschiedlicher Perspektive übergeordnet mit Methoden

zur angemessenen Erfassung und Beschreibung von Patientenwerken und Therapieverläufen in den verschiedenen Künsten. Es wird speziell die Erfassung von Gestalt- oder Formbildung und die Entwicklung systematischer Bild- oder Werkanalysen berücksichtigt. Ebenso wird aber die Reflexion eigener Wahrnehmung als Erkenntnisquelle in der Begegnung mit dem künstlerischen Werk thematisiert. Neben Untersuchungen zu übergeordneten Fragestellungen beziehen sich die Beiträge auf Behandlungsfelder der Pädiatrie, der Onkologie, der Psychiatrie und der Begleitung Sterbender. Während manche Beiträge eine klare Untersuchungssystematik wiedergeben, ist bei anderen noch die Suche nach angemessenen Formen ausgeprägt. Einigen wenigen Autoren ist gedanklich schwer zu folgen, vor allem dann, wenn die »Übersetzung« des nonverbalen künstlerischen Geschehens mit »außer-künstlerischen« Theoriekonzepten angereichert und begründet wird.

Insgesamt liefert das Buch einen breiten Querschnitt von aktuellen Forschungsaktivitäten und zugrunde liegenden methodischen Erwägungen. Es thematisiert für die Kunsttherapien ausschließlich die Grundlagen- und Prozessforschung, wobei es in seiner Gesamtheit für die Berechtigung pluralistischer Forschungsmethoden steht. Die Notwendigkeit von Wirksamkeits- oder Rechtfertigungsforschung wird nicht grundsätzlich in Frage gestellt, vielmehr wird für ein kreatives Zusammenspiel künstlerisch-ästhetischer und konventionell wissenschaftlicher Methoden plädiert.

Das Buch ist lesenswert und dürfte auch für den Laien verständlich sein! Zweifellos stellt es einen wichtigen Beitrag zur Entwicklung einer vielfältigen Forschungsidentität in den Kunsttherapien und damit einen bedeutenden Beitrag zur Anerkennung kunsttherapeutischer Arbeit dar. Über diese Aspekte hinaus »klingt« durch das Buch das persönliche Engagement des Herausgebers für eine Medizin, die durch die Kunst nicht etwa nur bereichert wird, sondern substanziell in ihrem Wesen als Heilkunde verändert wird.

*Peter Hoffmann*

## Gralswege

CHRISTINE KRÜGER: **Gralswege**, Edition Perceval im Ogham Verlag, Dornach 2003. 368 Seiten, 28 EUR.

Der Gral! Allein die Nennung dieses Begriffes vermag im Leser die mannigfaltigsten Assoziationen zu wecken. Vom schwärmerischen, unreflektierten und romanhaften Mystifizieren, über Richard Wagners Auslegung des Themas bis hin zu der vielfach versuchten exoterischen Suche nach dem – wie auch immer gearteten – Gegenstand reicht das Spektrum der Deutungen, denen bis heute eine ungebrochene Faszination anhaftet.

Jahrzehntelang hat sich die Nürnberger Autorin, Waldorfpädagogin und Vortragende Christine Krüger mit dieser Materie beschäftigt und ihre Forschungsergebnisse nun in dem auch äußerlich anspruchsvoll gestalteten Buch »Gralswege« im Ogham-Verlag veröffentlicht. Der Titel ist hier gleichzeitig Programm, denn durch die ihr eigene Herangehensweise versucht die Autorin nicht eine neue Definition des »vorbelasteten« Begriffes zu fixieren, sondern fügt durch den Verweis auf mittelalterliche Quellen und deren Interpretation nach und nach ein Mosaik zusammen, das vielschichtige Perspektiven zu einem erweiterten Verständnis des behandelten Stoffs eröffnet.

In dem mit »Vorblick« überschriebenen Kapitel charakterisiert Christine Krüger ihre Ausgangsbasis und die Zielrichtung der Arbeit mit knappen und aufschlussreichen Sätzen: »An erster Stelle steht das Studium der Originaltexte und Übersetzungen. Es ermöglicht ein sich immer wieder neu belebendes umfassendes *Erinnerungsbild*. Wie in einem Panorama leuchten darin die Wege des Heiligen Gral selbst und die Wege der Artusritter und Gralssucher auf und treten zueinander in Beziehung. Der Mensch der Gegenwart kann darin Vorbild und Urbild des eigenen Weges gewahren.« Somit konzentriert sich Christine Krüger im Wesentlichen auf die mittelalterlichen Dichtungen des 12. bis 15. Jahrhunderts, also in erster Linie Chrestien de Troyes' und Robert Borons

Gralsdichtungen, Wolfram von Eschenbachs »Parzival«, dessen »Titurel«-Fragment sowie Albrecht von Scharfenbergs »Jüngerer Titurel«. Als Kennerin der mittelhochdeutschen Sprache ist es der Autorin möglich, eigene Übersetzungen in ihr Werk einzubauen und damit bislang annähernd unbekannte Texte erstmalig in unserer Sprache zu veröffentlichen. Darüber hinaus versucht sie eine Art zeitliche Chronologie der behandelten Geschehnisse aufzubauen, die sich im Wesentlichen an den Personen Joseph von Arimathia – Merlin – Artus – Lanzelot – Galahad – Titurel – Parzival bis hin zum Priesterkönig Johannes festmachen lässt. In großem Maße beeindruckend sind Christine Krügers Auslegungen der »Zwölf Tugendblumen des Brackenseils« aus dem »Jüngerer Titurel« oder auch der Dichtung des »Buch vom Gral«, einer Initiationsschrift aus dem 8. Jahrhundert, wobei es die Autorin versteht, die beschriebenen und noch ganz im bildhaft-symbolischen verhafteten Stationen der entsprechenden Erzählungen überzeugend zu entschlüsseln. Hierbei bezieht sie auch immer wieder die geisteswissenschaftlichen Erkenntnisse Rudolf Steiners mit ein. Als weitere zentrale Kapitel sind zu nennen die Beschreibung von Titurels Gralstempel in Scharfenbergs Fassung und, quasi als Kulminationspunkt der mittelalterlichen Entwicklung, die legendenumwobene Geschichte des Priesterkönigs Johannes. Hier und an anderen Stellen des vorliegenden Buches weist die Autorin in ihren Erläuterungen darauf hin, dass die Ebenen der besprochenen Handlungen von physischen in geistige Realitäten wechseln können, was für die Interpretation der jeweiligen Stellen von großer Bedeutsamkeit ist, vor allem im Hinblick auf eine relevante Erweiterung der traditionellen Exegesen. Christine Krügers konzentrierte, vielschichtige und für den wahrhaft am Gralsgeschehen Interessierten sicherlich in vielerlei Hinsicht bereichernde Arbeit endet mit einem »Ausblick auf die Gegenwart und Zukunft«. Diesbezüglich wird auf Rudolf Steiner und seine Anthroposophie verwiesen, die als »moderne Wissenschaft vom Gral« den Bezug zu dessen Ursprung, dem Mysterium von Golgatha,

wieder unmittelbar in den Mittelpunkt menschlichen Lebens und Strebens zu rücken vermag. Steiners »Geheimwissenschaft im Umriss«, seine Mysteriendramen oder der Doppelkuppelbau des ersten Goetheanum werden von der Verfasserin als Beispiele zeitgemäßer Gralsereignisse angeführt, die impulsgebend die bislang verschlungenen Gralswege in eine konkrete und in ihrer Tiefe sicherlich noch lange nicht erfasste Dimension zu überführen imstande sind. *Wolfram Graf*

## Schwarze Metaphysik

MAX LORENZEN: **Das Schwarze. Eine Theorie des Bösen in der Nachmoderne.** Philosophisch-literarischer Essay. Tectum Verlag, Marburg 2001. 280 Seiten, 25,90 EUR.

Dieses Buch ist schon auf den ersten Leseindruck hin ein postmodernes Buch: Es zielt weniger auf Inhalte, als auf den Vollzug einer Bewegung – weniger auf eine abschließende Reflexion, als vielmehr auf das Lebendig- und Intensivwerden des Denkens an einer Begegnung. Es zielt, anders gesagt, auf das Leben eines Geistigen als Wirklichkeit, nämlich auf die Qualität des Ereignisses, das sich in der Begegnung mit der Wirklichkeit des Bösen vollzieht. Das imaginative Bild-Denken, das den Schlüssel zu diesem ganzen Vorgang darstellt, entzündet sich für Lorenzen an einem überwältigenden persönlichen Erlebnis des Bösen: am Selbstmord einer jungen Frau und dem darauf folgenden Anblick ihres Gesichtsausdrucks.

»Ich erfuhr, in der Nacht geweckt, durch eine Stimme, die ich nicht vergessen werde, vom Tod, dem Selbstmord, einer jungen Frau. Ich war bis ins Mark erschüttert, aber ... nicht so, als wenn es sich um mein eigenes Kind gehandelt hätte. Dennoch, das war mir kurz darauf intuitiv gewiss, war damit auch mein Lebenszusammenhang getroffen, meiner und der meiner Lebensgefährtin. ... Als ich nun, wieder allein im Zimmer, mich anzog, sah ich plötzlich ein Bild. Links von mir befand sich die junge Frau, die Tote, und sie hatte, wenn

auch nicht sehr deutlich zu sehen, einen verschlossenen Gesichtsausdruck, auch schien die ganze Gestalt in einer Art Zwischenraum zu schweben, sich also weder in meinem Zimmer, noch anderswo zu befinden, sondern eben *dazwischen*. Und dann stellte sich dieser Eindruck ein, den ich nun zu verarbeiten suche. Der ganze Körper, besonders aber das Gesicht der Frau, war böse.

Ich war überrascht, auch machte ich mir Vorwürfe. Zunächst empfand ich diese Überraschung: Was ich sah, war nicht nur böse, nein, es war das Böse. Das war nicht zu verstehen.

Mich anziehend, begann ich, aus Hilflosigkeit vor mich hinzusprechen. ... Ich versuchte wohl, so auszudrücken, dass uns etwas Nichtwiedergutzumachendes getroffen hatte. Die ganze restliche Nacht sowie den darauffolgenden Tag stellte sich bei mir kein Gefühl der Müdigkeit ein. Ich dachte nicht direkt an jenes Bild, und dennoch blieb es in gewisser Weise gegenwärtig. Das hat sich übrigens bis heute nicht geändert. Es ist natürlich ... weiter zurückgetreten, aber es ist da, und in manchen Augenblicken auch beinahe in der ursprünglichen Stärke. Mit dem visuellen Eindruck gekoppelt ist die Frage, was ich eigentlich gesehen habe, und was sich mir so eingepägt hat. ... Nach langem Nachdenken glaube ich wenigstens zu wissen, was jenes Bild nicht beinhaltet. ... Ich nehme ... an, ich hätte gesehen, was man früher einen Dämon oder besser das Dämonische genannt hat ...«

Lorenzo begegnet hier offenbar dem Bösen als Wirklichkeit. In der Erfahrung des Bösen vollzieht sich für ihn ein Übergang von der gewöhnlichen nominalistischen Denkebene des akademischen Intellektualismus zu der geistrealistischen Denkebene auf der Willensebene. Ähnliche Erlebnisse als direkte Berührungen mit dem Bösen, die zu einem realen Bild-Denken führen, hat Lorenzo dann auch an anderen Eindrücken, etwa an der medialen Ausschachtung des Todes eines achtjährigen Mädchens, das bei einem Erdbeben verschüttet wird, oder im Anblick des Grauens bei einem Erdbeben in Mexiko

City. All dies sind für ihn einerseits Erlebnisse der tauben Nicht-Menschlichkeit der Natur. Es sind aber auch und vor allem Erlebnisse der Unmenschlichkeit der einseitig verstandeshaft konstituierten Menschen der postmodernen Kultur, die keinen realistischen Zugang mehr zu den Vorkommnissen finden, weil sie das Denken auf der Willensebene entweder nicht mehr kennen oder sich ihm nicht mehr stellen wollen – und demnach schon in ihrer Betrachtungsart in gewisser Hinsicht böse sind. Andererseits empfindet Lorenzo in der Erschütterung, der er durch diese Erlebnisse ausgesetzt ist, auch mächtig den Aufgang einer völlig neuen, anderen Art der denkenden Betrachtung und Durchdringung des Seienden: eben eines »intuitiven« oder »inspirierten« Bild-Denkens, das in ganz anderen Schichten angesiedelt zu sein scheint als das gewöhnliche Verstandedenken. Die geschilderten Erlebnisse machen Lorenzo deutlich, dass die wirkliche Ebene dessen, was geschieht, für den heutigen postmodernen Menschen mit seinem gewöhnlichen Verstandedenken nicht zu erreichen ist. Sie ist nur dann zu erreichen, wenn man die Fähigkeit entwickelt, das nominalistische Verstandedenken durch ein geistrealistisches Denken im vorsprachlichen Willens-Eindruck zu ergänzen. Die Notwendigkeit dieser Ergänzung und Integration zu begreifen, ist für das Denken der Gegenwart das alles Entscheidende. Und dieses Begreifen kann sich eben an der Begegnung mit der unmittelbar betreffenden und erschütternden Wirklichkeit des Bösen entzünden.

Was ergibt sich aus alledem? Es ergibt sich daraus für Lorenzo der Ansatz nicht nur für ein neues Bild-Denken, sondern auch für eine andere Ethik als die, die in unserer Kultur noch immer vorherrscht. Es ergibt sich der Ansatz für eine radikal individualisierte Ethik, die genau in der Fähigkeit des personalen inneren Bild-Denkens auf der Willensebene grundgelegt ist. Die neue Ethik, die gleichsam negativ aus der Erfahrung des Bösen in der allgegenwärtigen Leere der Postmoderne hervorgeht, ist für Lorenzo eine Ethik der individuellen moralischen Intuitionsfä-

higkeit, die sich des Willens als Wahrnehmungs- und Urteilsorgans zu bedienen lernt. Kraft der immer vielfältigeren und potenzierten Begegnung der Menschen mit dem Bösen erfolgt heute die konkrete Neubegründung einer neuen, radikal individuellen Metaphysik als denkende Anschauung auf der Willensebene. Und eben genau darin besteht die – einzige – Zukunft des Denkens und der Philosophie in der total säkularisierten Kultur der Postmoderne.

»Wenn das Böse ... nicht nur privat, wie man in der Philosophie sagte, also als Abwesenheit des Guten, verstanden wird, sondern als etwas Positives, dann gelangt man zu einer ... Steigerungsform. ...« Klingt das nicht wie der Versuch, eine Metaphysik der Nachmoderne, etwas Unmögliches also, zu formulieren? Max Lorenzen zeigt sich mit solchem für das Denken der Gegenwart selten gewordenen Stil – ebenso wie mit dem ganzen Ansinnen seiner geistigen Suche – ehrlich, personal und authentisch. Und er zeigt sich vor allem aufrichtig in der Durchleuchtung eigener konkreter seelisch-geistiger Erfahrung, für die, wie für die Mehrzahl der Gegenwarts-menschen, der Unterschied zwischen Subjekt und Objekt fragwürdig geworden ist, auch wenn das akademische Denken das noch nicht ausreichend nachvollzogen hat. Eben darin ist Lorenzen, trotz mancher Unklarheit in der Argumentationsweise, trotz mancher Rückfälle in unnötige Pessimismen und Untergangsszenarien und trotz mancher Übertreibung der Komplexität seiner Sprache, in der Substanz belangvoll und berührend. Eben darin ist er ein echter Denker der Gegenwart. Wenn Lorenzen im Vorwort zum »Schwarzen« bezüglich seiner Methode des Denkens schreibt: »Es handelt sich weder um die Darstellung einer objektiven philosophischen Analyse, noch um einen subjektiven Erlebnisbericht, jedoch auch nicht um eine aus beiden Ansätzen zusammengesetzte Mischform«, dann ist gerade die Suche nach einer geeigneten neuen Form des Denkens für die neuen Anforderungen der Gegenwart, die sich maßgeblich auch aus der Erfahrung des Bösen ergeben, das Entscheidende. Diese Form des

Denkens kann weder das eine noch das andere allein mehr sein, sondern nur mehr beides zusammen: Denken auf der ereignishaften Willensebene. Mit diesem Grundmotiv lebt »Das Schwarze« tatsächlich im Zentrum des Zeitgeistes und seiner produktiver Tiefen-Ambivalenz mit.

Fazit? Etwas geistig Fluides und Reales soll für Lorenzen divergente und multidimensionale Wirklichkeit werden, soll – unter voller Beibehaltung der intellektuellen Verstandesdimension und ihrer distanzierenden Freiheits-sphäre, aber eben auch als wirkliches Eintreten in ein geistiges Geschehen – in einen anderen Denkraum, in das willenshafte Bild-Denken der Zukunft führen. Und zwar schonungslos und unmittelbar, und deshalb in gewisser Weise erschütternd und großartig zugleich. Das Böse, das Sinnlose und die Leere sind in der Gegenwart die direktesten Anstöße zur Entwicklung eines solchen Bild-Denkens. »Das Schwarze« ist, bei aller intellektuellen Schärfe, die in typisch postmoderner Manier bis in die Nähe seiner dialektischen Selbstzerfleischung reicht, in Wirklichkeit nicht vorrangig für den nominalistischen Intellekt der Zeit geschrieben, obwohl es sich all seiner Mittel und seines charakteristischen Duktus' bedient. Sondern dieses Werk ist in erster Linie für das dämmernde neue Denken auf der Ebene des vorsprachlichen Willens-Eindrucks verfasst – also für die spezifisch geistige Ebene des Menschen am Beginn des 21. Jahrhunderts. Der Autor hätte am Schluss des Buches nicht, plötzlich seltsam zaudernd, pessimistisch und verunsichert, vieles von dem mutig Eroberten wieder zurücknehmen und relativieren müssen. Sein Ansatz ist zukunftsweisend. Vielleicht ist die Zeit für diesen Ansatz zumindest in der akademischen Philosophie noch nicht wirklich da, und das mag mit ein Grund sein, warum es bei Lorenzen oft so negative und pessimistische Einschübe gibt. Aber diese Zeit wird kommen. Und Max Lorenzen wird, mit seinem immer wieder schönen sprachlichen Duktus und dem sorgfältigen Gestus seines Denkens, einer ihrer Vordenker und Vorläufer gewesen sein.

*Roland Benedikter*